

Ulrich Jaekel

Über den Umgang mit der eigenen Widersprüchlich- keit, mit Macht und Ohnmacht

Wie geht man als Seelsorger, wie geht man als Mensch mit seinen eigenen, meist geheimen Machtbedürfnissen und mit institutioneller Macht um; wie wird man mit der eigenen Ohnmacht fertig, ohne daß diese Ohnmacht zu kurzschlüssig in „Heiligkeit“ umstilisiert wird? Wahrhaftigkeit sich selbst und anderen gegenüber ist ebenso notwendig wie das Aushalten der eigenen Widersprüchlichkeit. Dies entspricht aber den biblischen Aussagen, in denen die Macht Gottes gleichzeitig mit der Ohnmacht des Kreuzes ausgesagt wird. — Die folgende Reflexion will zu einer möglichst eigenverantwortlichen Lebensgestaltung von Seelsorgern (Priestern und Laien) wie auch von anderen Christen ermutigen. red

1. Die Stilisierung von Potenz und Leiden

An den Anfang meiner Überlegungen¹ möchte ich eine Erfahrung stellen, die mich sehr nachdenklich gemacht hat. Vor einiger Zeit nahm ich an der Beerdigung eines Pfarrers teil. Die Kirche war geschmückt wie bei einem Staatsbegräbnis. Zehn Priester konzelebrierten, zwanzig Ministranten, der Kirchenchor, alle Vereine und die freiwillige Feuerwehr waren mit Fahnen aufmarschiert. In den ersten Bänken saßen drei Dutzend Priester jeden Alters, teils in Talar und Rochett, teils im Anzug. Der Gemeindepfarrer gedachte seines verstorbenen Vorgängers. Er sprach von dessen Verdiensten für die Gemeinde und darüber hinaus. Er sprach von den unsäglichen Mühen eines Priesters und von dem großen, manchmal sogar „übermenschlichen“ Einsatz, den ein Priester zu leisten habe, als Stellvertreter Christi und Heilsmittler.

Ich empfand die Situation als peinlich. Nicht so sehr, weil dem verstorbenen Pfarrer etwas mehr an guten Taten zugeschrieben wurde, als der Wahrheit entsprach. Peinlich war, daß die Gedenkrede unversehens zu einem Lobpreis der lebenden Priester wurde. Und weil die Priester soviel leisten und leiden, erhalten sie auch einen bevorzugten Platz im Himmel. Jedenfalls legten einige Gebetsformulierungen diesen Schluß nahe.

Das Requiem geriet zu einer Selbstdarstellung der Priester. Geschähe hier nicht vieles unbewußt, müßte man sagen: Es war eine raffinierte Mischung von Signalen der Macht und Signalen der Ohnmacht. Zugleich mit der Darstellung übermenschlicher Kraft wurde um Mitleid und Schonung gebeten. Wer traut sich da noch, an

¹ Dieser Beitrag ist die für den Druck überarbeitete Fassung eines Referats vor dem Priesterrat der Diözese Linz am 13. April 1978. Die angesprochene Problematik dürfte aber keineswegs nur Priester betreffen.

diese zugleich mächtigen und ohnmächtig leidenden Priester Fragen zu stellen, sie gar offen zu kritisieren?

Dieses Bild ist wie ein Symbol: Zehn Priester stehen um den Altar, zwölf Stufen über dem sogenannten gläubigen Volk; zwölf Schritte von denen entfernt, die sie in einem Atemzug um menschliche Nähe *und* um achtungsvolle Distanz bitten. Ein Bild mißglückter Beziehung.

2. Anspruch und Wirklichkeit

2.1 Warum die Machtdemonstration von Priestern und die Werbung für ihre Schwächen?

Die beschriebene Situation scheint nicht zufällig so gewesen zu sein. Ich will daher einige Fragen, die vielleicht etwas gewagt sind — weil jede Verallgemeinerung eben auch Unwahrheit enthält —, daran anknüpfen:

- Warum haben insbesondere wir Priester (oder doch manche von uns) es nötig, *Macht* zu demonstrieren und gleichzeitig um Mitleid zu bitten?
- Warum ist es für uns so wichtig, die besondere Stellung des Priesters zu betonen und gleichzeitig um Verständnis für unsere *Schwächen* zu werben?
- Warum halten wir für beides gerne eine *theologische Legitimation* bereit (groß sind wir als amtliche Stellvertreter Christi; wenn wir schwach sind und leiden, dann opfern wir uns für die Menschen und haben teil am Kreuz Jesu)?
- Und schließlich: Was macht es uns so schwer, uns selbst und anderen *offen einzugestehen*, daß wir gerne mächtig sind und eine Führungsposition innehaben? Und: Was hindert uns, Ohnmacht, Unbeholfenheit und ungestillte Bedürfnisse ebenso offen zuzugeben?

2.2 Skepsis gegenüber solcher Situationsanalyse

Unter Priestern und anderen kirchlichen Mitarbeitern bin ich häufig auf Skepsis gestoßen, wenn ich für die Situationsanalyse Kategorien wie Macht und Ohnmacht, Stärke und Schwäche verwendet habe (Alter, theologische und politische Einstellung schienen dabei keine Rolle zu spielen!). Ein Grund dafür könnte sein, daß der Begriff „Macht“ negativ besetzt ist: Macht darf es eigentlich nicht geben, Macht ist unmoralisch und gleichzusetzen mit Herrschaft über Menschen. Und sie paßt schon gar nicht in das vom II. Vatikanum wiederentdeckte biblische Priesterbild vom Dienstant!

Solange der Pfarrer im Bewußtsein aller noch der *Pfarrherr* und der Bischof ein *Kirchen-Fürst* sein durften, konnten die Amtsträger ihre Macht auch offen demonstrieren. Dies entsprach durchaus dem Katechismus des Konzils von Trient².

² Darin heißt es: „Zuerst muß den Gläubigen dargelegt werden, wie groß der Adel und die Erhabenheit dieses Standes sei . . . Denn da die Bischöfe und Priester gleichsam Dolmetscher und Botschafter

Verschleierung der
Verhältnisse und
Verhaltensweisen

Heute muß man diese alten Verhältnisse (von oben und unten) gewiß als autoritär bezeichnen; aber sie waren immerhin ehrlich. Den Unterschied von „oben“ und „unten“ gibt es faktisch immer noch (nicht nur in der Kirche) — aber er gilt nicht mehr als legitim.

Man muß sogar sagen: Der hohe Anspruch des biblischen Amtsverständnisses provoziert geradezu die Verschleierung der tatsächlichen Verhältnisse und Verhaltensweisen. Der Priester hat schließlich ein „Diener“ zu sein — und will es auch, wenigstens auf der bewußten Ebene. Aber es gibt eben im Menschen auch den Wunsch, Macht über andere zu haben. Und es gibt weiterhin kirchliche und gesellschaftliche Strukturen, die (als Strukturen!) gewalttätig sind und die Differenz von oben und unten als „gottgegeben“ oder „natürlich“ fixieren.

Jedenfalls scheint die neue theologische Definition des kirchlichen Amtes als „Dienstamt“ keineswegs automatisch zu neuen Verhaltensweisen zu führen, allen Demokratisierungsversuchen und guten Absichten zum Trotz.

2.3 Zum Opfer
stilisierte Ohnmacht

Die Gleichzeitigkeit verschiedener Konzeptionen von Kirche und kirchlichem Amt läßt sich auch am entgegengesetzten Ende der Skala menschlicher Selbst-Erfahrung (des einzelnen wie des Kollektivs) ablesen. Jeder kennt das Gefühl, ohnmächtig und ausgeliefert zu sein. Mancher reagiert darauf aber nicht mit Wut oder Resignation, sondern stilisiert die Ohnmacht zum Opfer, zu heroischem Leiden (vgl. das Beispiel am Anfang). Dies ist wohl auch eine Folge des Konzils von Trient, das die Tendenz hatte, das Priestertum ausschließlich auf das Opfer zu gründen³. Das Selbstverständnis des Priesters als *Opferpriester* — analog zu Opfermahl und Kreuzesopfer — begünstigt diese Stilisierung: Das manifeste Leid wird umgedeutet zu etwas, was anderen Heil bringt oder wenigstens der Selbstheiligung dient. So schrieb Pius X. 1908 an den katholischen Klerus, daß zwischen dem Priester und „einem gewöhnlichen rechtschaffenen Menschen ... ein Unterschied sein (soll) wie zwischen Himmel und Erde“, und daß das ganze Leben des Priesters ein wohlgefälliges Opfer werden muß⁴.

Ich bestreite nicht, daß eine solche Deutung des Leidens

sind, welche in seinem Namen die Menschen das göttliche Gesetz und die Lebensvorschriften lehren und die Person Gottes selbst auf Erden vertreten, so ist offenbar ihr Amt ein solches, daß man sich kein höheres ausdenken kann, daher sie mit Recht nicht Engel, sondern auch Götter genannt werden, weil sie des unsterblichen Gottes Kraft und Hoheit bei uns vertreten“. (Zitiert nach Leo Zirker, *Leben im Dialog*, Mainz 1976, Seite 24.)

³ Zirker, a.a.O., 10.

⁴ Zirker, a.a.O., 29.

legitim sein kann. Ich vermute jedoch, daß sie häufig eine (unbewußt raffinierte) Vernebelung ist: Wenn ich schon nicht mächtig bin, so bin ich doch immerhin groß im Leiden. Unversehens erscheinen Leid und Ohnmacht in einem anderen Licht und werden zu einem positiven Wert erhoben. Erhoben ist dann aber auch der Leidende selbst: erhaben und verehrungswürdig durch „Erlöser-leiden“. Und wer möchte nicht gerne in irgendeiner Form Erlöser sein? In manchen Vorstellungen ergibt sich dann die Entwicklungslinie: Verzicht — Opfer — Heiligkeit — sicherer Platz im Himmel!

Möglicherweise sind die letzten Formulierungen etwas überspitzt. Ich möchte aber vorerst dabei bleiben, um zu verhindern, daß sich zu schnell Selbstmitleid einstellt — angesichts der Erfahrung von Mißerfolg, Enttäuschung, Ungerechtigkeit und vergeblicher Mühe. Denn Selbstmitleid lähmt die tatsächlich (noch) vorhandenen Kräfte.

3. Wahrhaftigkeit und Selbstliebe contra Streß

3.1 Nur das Beste für einen anderen . . .

Wahrhaftigkeit zählt nicht gerade zu den typisch „katholischen“ Tugenden. Im Bereich des 8. Gebots ist auch nach älteren Gewissensspiegeln kaum eine „schwere Sünde“ möglich. Selbstliebe gehört da schon eher zu den moralisch gravierenden Dingen. Nach außen und manchmal auch vor sich selbst darf nicht zugegeben werden, daß einer höchst persönliche eigene Interessen verfolgt. Es ist immer günstig, wenn ich sagen kann, daß ich doch „eigentlich“ nur das Beste für einen anderen will!

Die darin ausgedrückte Gleichsetzung von Egoismus und Egozentrik fördert nicht gerade Wahrhaftigkeit, sondern führt eher zu der schon mehrfach genannten Verschleierung, was in der Regel unbewußt geschieht. Daher möchte ich unter diesem Gesichtspunkt jetzt noch einmal über das Phänomen Macht und Ohnmacht nachdenken.

3.2 Macht als soziale Realität

Macht ist eine soziale Realität. Jeder von uns hat die Möglichkeit, auf andere einzuwirken, sie vielleicht sogar zu lenken. Das kann sehr sublim auch dadurch geschehen, daß ich meine Schwäche herausstelle, um andere zu bewegen, sich mit mir zu befassen (vgl. „Krankheitsgewinn“). Zunächst einmal scheint es mir daher wichtig anzuerkennen, daß es überall, wo Menschen sind, auch Macht gibt: die eigene Macht und die Macht anderer. Erst danach sind ethisch orientierte Fragen sinnvoll: Was mache ich mit meiner Macht? Was tut Ihr mit Eurer Macht? Sind immer dieselben mächtig und andere ohnmächtig? Gibt es jemanden, der grundsätzlich recht hat, während andere im Zweifelsfall immer im Unrecht sind und das Nachsehen haben?

Macht geben und nehmen können

Aber noch einmal: Ehe solche Fragen gestellt werden, muß Macht wertfrei als Realität wahrgenommen und akzeptiert sein. Unter dieser Voraussetzung ist es möglich, ganz selbstbewußt die *eigene Macht* einzusetzen und ebenso *anderen Macht* zuzugestehen, ohne schlechtes Gewissen und ohne Groll im Herzen⁵. Unter dieser Voraussetzung ist es dann zugleich „erlaubt“, Interessenkonflikte offen und notfalls hart auszutragen — ich rede hier gegen ein harmonistisches Weltbild! Machtkampf ist nicht von vornherein unmoralisch. Macht zu haben bedeutet in der Folge aber nicht nur Verantwortung, sondern auch Verlust an Sympathie, also (partielle) Isolation. Und diese Beigabe schmeckt keinem so richtig.

3.3 Ohnmacht als Quelle der Zuwendung

Ohnmacht ist genauso wie Macht sowohl eine objektive Größe als auch eine subjektive Empfindung. Unter dem Gesichtspunkt „Wahrhaftigkeit“ ist hier zunächst das zweite Verständnis interessant. Was mache ich, wenn ich mich unterlegen, schwach oder hilfsbedürftig fühle?

Etwas vereinfacht gesagt, gibt es zwei Möglichkeiten, sich zu verhalten: Ich kann meine bedauernswerte Lage klagend unter die Leute bringen und dabei um Schonung und Nachsicht bitten⁶. Oder ich kann erspüren, daß meine Hilfsbedürftigkeit dem Bedürfnis nach Zuwendung und Liebe entspringt. Im ersten Fall baue ich eine Mauer gegen mögliche Kritiker auf und entferne mich dadurch auch von den Menschen. Im zweiten Fall spreche ich den Wunsch nach menschlicher Nähe aus — wobei es tatsächlich auf das Aussprechen ankommt! — und gebe ich zu, daß ich nicht der hilfsbereite Samariter, sondern der wundgeschlagene Mann im Straßengraben bin. Aber das fällt einem Menschen, der von Berufs wegen immer nur anderen hilft, einigermaßen schwer.

3.4 Die eigene Widersprüchlichkeit in Wahrhaftigkeit und Selbstbewußtsein aushalten!

Die eigene Widersprüchlichkeit, genauer: die Erfahrung von Widersprüchen in der eigenen Person macht einen guten Teil dessen aus, was als Überlastung oder Streß empfunden wird⁷. Wenn ich damit sinnvoll umgehen will, brauche ich in erster Linie die Tugend der Wahrhaftigkeit als Grundhaltung: Die Bereitschaft, sich selber wahrzunehmen, ist unabdingbar; sie hat sehr viel mit dem zu tun, was wir Bußgesinnung nennen. Solche Gesinnung ist möglich dem, der *sich selbst annehmen* kann: Wahrhaftigkeit und Buße setzen ein gutes Selbstbewußtsein voraus!

⁵ Dies ist u. a. eine wesentliche Bedingung für gute Kooperation.

⁶ Vgl. das Beispiel unter 1.

⁷ Vgl. Ulrich Jaekel, Streß, Reflexionen über die Belastbarkeit von Priestern. in: Diakonia 8 (1977) 222—234.

4. Theologische Implikationen

Die Frage nach dem Umgang mit der eigenen Macht wie mit der eigenen Ohnmacht und Widersprüchlichkeit ist eine eminent theologische Frage; genauer: eine Frage nach dem persönlichen Glaubensvollzug, nach der Glaubenspraxis. Daß Menschenbild und Gottesbild in enger Wechselbeziehung stehen, ist bekannt. Die Art des Umgangs mit sich selbst, mit anderen und mit Gott hängt wesentlich ab vom Selbstverständnis des einzelnen, von der Auffassung, wie „die“ Menschen und die Welt sein sollen, und von den Vorstellungen über Gott.

4.1 Trotz Teilnahme an der Allmacht Gottes ...

Im Rahmen unseres Themas will ich nur auf eine „Eigenschaft“ Gottes abheben, die wir vermutlich alle als selbstverständlich in uns aufgenommen haben: auf die *Allmacht Gottes*. Von ihr ist nicht nur in Katechismen und theologischen Lehrbüchern die Rede, sondern auch in zahlreichen liturgischen Texten. Diese sind für die Herausbildung einer Überzeugung vielleicht sogar wirksamer, weil sie weniger reflektiert werden. Wer denkt über die Bedeutung der Worte nach, wenn er sagt oder hört: „Es segne Euch der allmächtige Gott ...“? Die Anrede: „Gott, allmächtiger Vater“ kommt uns leicht über die Lippen.

Was ich eingangs im Zusammenhang mit einer Priesterbeerdigung gesagt habe, trifft wohl auch für den Alltag zu: Es tut uns gut, den Segen des Allmächtigen weitergeben zu können. Spitz formuliert: Als Werkzeug des allmächtigen Gottes sind wir auch ein bißchen allmächtig!

... als Amtsträger oft nicht gefragt

Dem stehen aber ab und zu andere Erfahrungen entgegen. Oft genug erleben wir, daß wir nichts bewirken, vergeblich laufen, ja daß wir als Amtsträger oder als Individuum mit eigenem Namen nicht gefragt sind. Anspruch und erlebte Wirklichkeit fallen unter Umständen weit auseinander. Diese Diskrepanz kann man eine Weile verdrängen, aber nie vollständig. In irgendeiner Ecke des Herzens weiß jeder darum — und leidet darunter.

4.2 Vom statischen Weltbild zum „Opferpriester“

Auch in diesem Zusammenhang ist wieder an das 2. Gebot zu erinnern: Du sollst dir von Gott kein Bild machen! — um Gottes und um unseretwillen. Wir wissen einfach zuviel von Gott. — Das *statische Weltbild* hellenistischer Herkunft hat jedenfalls das christliche Gottesbild bis heute geprägt. Das Theodizeeproblem hat von daher auch einen anderen — unausweichlichen — Charakter erhalten. Auf dem Hintergrund des Nicht-Widerspruch-Prinzips der aristotelischen Logik sind Allmacht und Gerechtigkeit Gottes ganz und gar unvereinbar mit Leid, zumal dem von unschuldigen Menschen. Das hat Folgen

für die Christologie, für das Eucharistieverständnis und auch für das Priesterbild. Die Deutung des Todes Jesu als Sühneopfer im Rahmen der Satisfaktionslehre des Anselm von Canterbury ist in diesem Zusammenhang zu sehen, entsprechend auch die Begriffe „Opfermahl“ und „Opferpriester“. Innerhalb des hellenistischen Weltbildes und der feudalen Gesellschaftsordnung seiner Zeit konnte Anselm mit seiner Satisfaktionslehre etwas „erklären“. Inzwischen ist die Erklärung selbst zum Problem geworden: Der Gott, der Opfer braucht, erscheint als Moloch. Und das bedeutet auch, daß es nicht mehr gelingt, das eigene Leiden als „Sühneopfer“ zu interpretieren. Die im hellenistischen Weltbild gegebene scharfe Trennungslinie zwischen Gott und Welt, Logos und Materie oder sogar (tendenziell) zwischen gut und böse wurde für die frühe Kirche zu einem Problem; es konnte für die damalige Zeit einigermassen gelöst werden — bringt aber jetzt neue Probleme hervor. Die Vereinbarkeit von Gott und Welt, von Allmacht und Ohnmacht erscheint als bloße Behauptung und ist angesichts der Erfahrung unabwendbaren Leids nicht mehr plausibel. Die Rede von der „Abwesenheit Gottes“ hat hier ihre Wurzeln. Mit diesen (alten) Widersprüchlichkeiten läßt sich nicht leben.

4.3 Mit den Widersprüchen des biblischen Weltbildes leben

Demgegenüber kann das *jüdische Weltbild* trotz (oder wegen?) seiner mythologischen Elemente akzeptiert werden. Mit den darin enthaltenen Widersprüchen läßt sich offenbar besser leben als mit den logischen Unvereinbarkeiten des hellenistischen Weltbildes. Entscheidend ist offensichtlich, daß es die scharfe Trennungslinie zwischen dem Absoluten und dem Relativen, zwischen Gott und Materie, Geist und Leib nicht gibt *und* daß zugleich die erfahrbaren Gegensätze und Widersprüchlichkeiten bestehen bleiben. *Paradoxe Aussagen* über Gott und Welt sind der eigenen Erfahrung näher als die alten Einheitsformeln. Einheit und Differenz können gleichzeitig ausgesagt und erlebt werden. Immanenz und Transzendenz, Schöpfer und Geschöpf sind keine absoluten Gegensätze. Heil und Unheil wachsen miteinander wie das Unkraut im Weizen (Mt 13,24—30). Macht und Ohnmacht sind zwei Seiten ein und derselben Wirklichkeit.

4.4 Der mächtige und treue Gott Jahwe

Wohl ist das Gottesbild des Alten Testaments nicht einheitlich. Aber eines ist doch durchgängig ablesbar: Jahwe-Gott ist der Schöpfer aller Dinge, aber er ist nicht (im hellenistischen Sinn) allmächtig. Jahwe ist ein *mächtiger Gott*. Seine Macht äußert sich in der Treue. Als Bundespartner ist er der treue Begleiter seines Volkes.

Jahwe ist ein Wege-Gott. Ein Gott, der zum *Exodus* treibt, dabei aber keinen allein läßt.

Auch *der Weg Jesu* läßt sich so verstehen. Er führt aus den Sicherheiten der heiligen Stadt Jerusalem hinaus auf den Berg Golgotha, auf die Schutthalde der Mächtigen. Die Gegensätze bleiben erhalten: Jesus spricht und handelt „wie einer, der Vollmacht hat“ (Mt 7, 29) und er hat Angst vor dem Tod. Er wurde „am Kreuz erhöht“: Es ist wichtig, das Paradoxe in dieser Formulierung auch als Paradox wahrzunehmen und stehen zu lassen — am Kreuz erhöht! (vgl. Röm 7,15—25).

Aber wie ist es möglich, die paradoxen Aussagen über Gott und Welt, über Jesus den Christus, und die paradoxen Erfahrungen des eigenen Lebens offenen Auges zu sehen und zu akzeptieren? Wohl nur dann, wenn „im Untergrund“ das *Vertrauen* lebt, daß der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, daß der Gott Jesu weiterhin *unser* Gott ist, der uns als Freund begleitet. Solches Vertrauen läßt sich natürlich nicht durch Appelle und Ermahnungen herbeireden. Es braucht vielmehr sehr konkrete, sehr alltägliche Erfahrungen, die dann auch zu einer umfassenden Hoffnung berechtigen und es erlauben, mit Unsicherheiten, paradoxen Erfahrungen und unter Schmerzen noch mit erhobenem Haupt zu leben ⁸.

5. Ursachen von Streß

5.1 Einseitiges Gottesbild

Das hellenistisch geprägte Gottesbild ist für viele Christen zur Ursache von Leid und Streß geworden; für Priester und andere „hauptamtliche Christen“ um so mehr, als sie es schwerer haben, sich den internalisierten Widersprüchen dieses Gottesbildes durch Flucht zu entziehen ⁹. Die widersprüchliche Gleichzeitigkeit verschiedener Weltbilder wird auch in anderen Zusammenhängen erfahren. Ich möchte im Folgenden nur einige Beispiele nennen.

5.2 Strukturbedingte Ursachen

Da gibt es so etwas wie strukturbedingte Ursachen für Streß, von denen das Individuum passiv betroffen wird. Gerade in der Person des (laikalen oder klerikalen) Amtsträgers wird die Diskrepanz zwischen dem theologisch begründeten umfassenden Anspruch und der faktisch sehr begrenzten Funktion der Kirche in unserer Welt existentiell wirksam. Der Anspruch, vom Evangelium her das Gesamt der Wirklichkeit zu deuten (und zu beeinflussen) steht gegen die Erfahrung, daß die Kir-

Umfassender Anspruch — begrenzte Funktion

⁸ Ein Beispiel: Der Psalm 139 wird je nach den Vorerfahrungen (je nach dem, was man emotional gelernt hat) gegensätzlich interpretiert und als Rede von einem bedrohlich „allwissenden“ oder aber liebevoll gegenwärtigen und Vertrauen weckenden Gott verstanden.

⁹ Wobei außerdem zu bedenken ist, daß bei innerpsychischen Konflikten bestenfalls Verdrängung, aber keine „rettende Flucht“ möglich ist!

Gegensätzliche
Norm- und Bezugs-
systeme

chen und damit auch ihre Repräsentanten nur in bestimmten Sektoren des Lebens „gefragt“ sind ¹⁰.

Weiters kann als belastend erlebt werden, daß in der Person des Amtsträgers gegensätzliche Norm- und Bezugssysteme aufeinander treffen. Der Auftrag „der“ Kirche und die Erwartungen der lieben Gläubigen sind häufig nicht in Einklang zu bringen. In diesem Zusammenhang spielt es eine Rolle, daß die Kirche hierarchisch strukturiert ist, ansonsten aber demokratische Modelle das Leben bestimmen (sollen): Es ist sehr schwer, ständig nur Puffer zwischen zwei Welten zu sein! Hinzu kommt, daß der Priester bzw. Laientheologe gewöhnlich als Funktionär der Kirche gesehen wird, der letztlich alles das vertritt, was die oberen Repräsentanten der Kirche öffentlich verkünden. Wenn er sich aber gleichzeitig mit den Menschen identifiziert, mit denen er lebt, kommt er geradezu notwendig in einen Konflikt. Es ist ein Konflikt, der jeden trifft, der an der Grenze zwischen tatsächlich oder scheinbar unvereinbaren Normsystemen, Weltanschauungen und Überzeugungen lebt ¹¹.

5.3 Psychische Be-
dingungen
Einstellung zur
Autorität

Auch von den psychischen Bedingungen dafür, daß Streß als Leiden erlebt wird, seien nur einige genannt.

Eine wichtige Rolle spielt die in einer langen Erziehung gewonnene Einstellung zur Autorität. Wenn ein Mensch nicht zu sehr großer Freiheit und Selbständigkeit erzogen worden ist, fällt es ihm einerseits schwer, die Weisungen einer Autorität anzunehmen, wie er andererseits unter der Mißbilligung durch Autoritäten leidet. Gehorsam setzt nun einmal *Freiheit* voraus, auch die Freiheit, nein sagen und eigene Wünsche durchsetzen zu können. Solche selbstbewußte Freiheit scheint nicht weitverbreitet zu sein, schon gar nicht in patriarchalischen Beziehungsstrukturen.

Verzicht (auf Freund-
schaften u. a.) als
Last

Deshalb steht es auch schlecht um den *Verzicht*. Ehelosigkeit zum Beispiel kann leichter gelebt werden, solange diese Lebensform Ehre einbringt. Sobald dies wegfällt, wird sie zur Last und bloß als von oben auferlegt empfunden. Wahrhaftigkeit ist gerade in diesem Punkt selten — und auch tatsächlich schwer: Wer ist frei und

¹⁰ Vgl. Paul M. Zulehner, Einführung in den pastoralen Beruf. München 1977, bes. S. 122 ff. Aus den vorausgehenden Überlegungen wird allerdings deutlich, daß Zulehners Begriff der „Auswahlchristen“ kritisch daraufhin befragt werden muß, ob er sekundär ein Defizit bloß legitimiert und den tatsächlichen Mangel zur pastoralen Chance stilisiert.

¹¹ Man denke z. B. an die Bewertungen sog. „wilder Ehen“, zumal junger Leute; oder an die „Richtlinien über persönliche Anforderungen an Diakone und Laien im pastoralen Dienst im Hinblick auf Ehe und Familie“ der DBK vom Frühjahr 1978; oder an das römische Dekret über den Zeitpunkt der Erstbeichte vom 31. 3. 1977; oder an die kirchlichen wie politischen Folgen für die Basisgemeinden in Lateinamerika nach der Rede von Papst Johannes Paul II. zur Eröffnung der Bischofskonferenz in Puebla.

selbstbewußt genug, um mit anderen über sehr persönliche Bedürfnisse zu reden? Ich meine hier keineswegs nur sexuelle Bedürfnisse. Mir scheint noch gravierender, daß *Freundschaften*, die diesen Namen verdienen, unter Priestern selten sind (wobei ich nicht nur an Freundschaft zwischen Priestern, sondern auch zwischen einem Priester und anderen, Mann oder Frau, denke). Wie weit eine Angst vor Bindung auf eine nicht gelungene Ablösung von den Eltern zurückgeht und die Wahl des Priesterberufs begünstigt hat, ist freilich nur im Einzelfall zu entscheiden. Rechnen muß man jedoch damit und sollte besonders während der Priesterausbildung darauf achten.

Das Dilemma einer „Doppelbindung“

Als letztes sei hier noch auf die psychologisch gravierende „Doppelbindung“ hingewiesen. Damit ist folgendes gemeint: Wenn ein und dieselbe Autorität gegensätzliche Anforderungen stellt, mache ich mich in jedem Fall „schuldig“. Was ich auch tue, es ist falsch. Es bleibt dann ein Gefühl von Ohnmacht angesichts eines Dilemmas, dem ich nicht entrinnen kann¹².

6. Was ist zu tun?

Ehe ich versuche, ein paar (vorläufige) Antworten auf diese Frage zu geben, möchte ich das bisher Gesagte noch einmal zusammenfassen.

6.1 Folgen der Widersprüchlichkeit: Kreativität oder Resignation?

Macht und Ohnmacht gehören zu unserer persönlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit. Macht hat theologisch ihre Entsprechung in der *Gottesebenbildlichkeit* des Menschen, Ohnmacht in seiner *Geschöpflichkeit*. Die Erfahrung von Widersprüchlichkeit ist eine individuelle wie kollektive Grunderfahrung des Menschen. Die entscheidende Bedingung für den Umgang mit Diskrepanzen ist *Wahrhaftigkeit*, notwendig ebenfalls auf der individuellen wie kollektiven Ebene. Nicht behebbare Widersprüche unverstellt wahrzunehmen, bedeutet zunächst *Leid*: Leiden an sich selbst, an der Welt, den Menschen, an der Kirche. Es ist darum von höchster Bedeutung, ob eine „Weltanschauung“ die Widersprüche zementiert oder lebbar macht; ob das Leiden Kreativität provoziert oder Resignation und Flucht. Deshalb rede ich vom *Gottesbild*. Ebenso ist es von Bedeutung, ob die *gesellschaftlichen Strukturen* (auch und gerade der Kirche) als geronnene Form von Weltanschauung weitere Widersprüchlichkeiten produzieren; und ob die *psychische Struktur* des einzelnen die vorher geforderte Wahrhaftigkeit überhaupt zuläßt.

¹² Ich denke da z. B. an das Verhalten gegenüber Geschiedenen, die eine zweite Ehe eingegangen sind: Einerseits soll ich mich als Seelsorger hilfreich um sie bemühen, andererseits muß ich ihnen entscheidende Hilfen verweigern.

6.2 Minderung der Belastungen und Erhöhung der Belastbarkeit

Eigene Erfahrungen zulassen!

Die eigenen Grenzen anerkennen!

Was also ist zu tun? Wie lassen sich Belastungen mindern und die Belastbarkeit der kirchlichen Mitarbeiter erhöhen? Auf zwei sehr verschiedenen, aber doch miteinander verknüpften Ebenen scheint mir etwas möglich zu sein: auf der individuellen und zwischenmenschlichen Ebene einerseits und auf der Ebene der kirchlichen Strukturen andererseits.

Karl Frielingsdorf hat in seinem Artikel über den „geistlichen Aktivismus“¹³ einige wichtige Hinweise zur Gestaltung des persönlichen Lebens gegeben. Seiner Analyse stimme ich im großen und ganzen zu.

Ich glaube allerdings, daß das, was er als Hilfen anbietet, nicht ausreicht. Er vertritt im Grunde noch immer den alten individualistischen Ansatz für eine Spiritualität (des Priesters). Frielingsdorf empfiehlt eine gesunde Selbstliebe (gegen narzistischen Aktivismus). Aber Liebe ist zunächst einmal ein *interpersonales Geschehen* und meint „geglückte Beziehung“. Es scheint mir daher notwendig, nicht nur eine „Theologie der Beziehung“ zu entwickeln, sondern auch selbst *Erfahrungen im Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen* zu machen. Unter Umständen ist der erste Schritt in diese Richtung sehr klein und bedeutet schlicht, solche Beziehungen überhaupt zuzulassen, sich selbst und anderen zuzugestehen: Wir sind zuerst von einem anderen geliebt worden! Das ist nicht nur eine theologische, sondern ebenso eine anthropologische Binsenweisheit. Ohne entsprechende existentielle Erfahrung bleibt diese Weisheit jedoch hohle Behauptung. In der Konsequenz bedeutet dies natürlich auch, daß ich Zeit habe für höchst private Beziehungen und daß die Arbeit für das Heil der anderen nicht notwendig und immer vorgeht.

Weiterhin scheint es mir (mit Frielingsdorf) unabdingbar, die *eigene Kontingenz* anzuerkennen und darauf zu verzichten, der Erlöser zu sein und alle Menschen retten zu wollen. Solche Hochstapelei muß irgendwann zum Kollaps führen. Irgendwo steckt darin auch die alte Sünde des „Ich-will-sein-wie-Gott“. Allerdings ist dieser Selbstüberforderung nicht zu entgehen, wenn nicht andere da sind, die mich (auch und gerade in meiner Begrenztheit und Widersprüchlichkeit) mögen und das auch zeigen — sofern ich sie an mich heranlasse! Das Verhalten Jesu ist hier ein deutlicher und wohlthuender Maßstab. Mit privaten geistlichen Kraftakten und guten Vorsätzen ist es jedenfalls nicht getan.

¹³ In: *Diakonia* 9 (1978) 148—159.

Als Gruppe alternativ leben!

Es genügen natürlich auch nicht Appelle, man solle mehr beten, das Bußsakrament hochschätzen, sich Erholungszeiten gönnen, sich theologisch fortbilden und eine bescheidene Lebensführung anstreben.

Solche Appelle sind gut gemeint und richtig, aber in einer Umwelt, die ganz anderen „Richtlinien“ folgt, lassen sie sich kaum in die Tat umsetzen. Anders sieht es aus, wenn eine Gruppe von Menschen, die ihr Leben am Evangelium orientieren wollen, mehr oder weniger zusammenlebt und *eigene Maßstäbe* für die Lebensgestaltung entwickelt und sich gegenseitig stützt. Außenseiter zu sein ist tödlich. Aber als Gruppe (wenn auch Minderheit) kann man Leben entwickeln.

Mut zu eigenverantwortlicher Lebensgestaltung ...

Der persönliche Entschluß zu solchen Einstellungsänderungen und zu einer neuen Gewichtung von Beziehungen ist ebenso unabdingbar wie der Mut zu einer eigenverantwortlichen Lebensgestaltung. Allerdings — und damit spreche ich jetzt die zweite Ebene an — sind der Realisierung durch strukturelle Bedingungen Grenzen gesetzt. Es müßte also auch auf der Ebene der *kirchlichen Strukturen* und Normen etwas passieren. Die Diskrepanz zwischen hierarchischer Kirchenverfassung und basisorientierten demokratischen Strukturen scheint derzeit kaum auflösbar. Aber es müßte doch möglich sein, wenigstens in der Kirche sich dem Trend zur Zentralisierung und Bürokratisierung zu widersetzen, der ansonsten in den Industrienationen vorherrscht. Auch die schönste Gemeindeftheologie braucht ihr entsprechende (und soziologisch beschreibbare) Strukturen, wenn sie nicht bloße Theorie und idealistische Behauptung bleiben will! Es geht hier um eine Reflexion des Beziehungsgefüges zwischen Bistumsleitung und Gemeinden beziehungsweise zwischen dem Bischof und den übrigen Mitarbeitern.

... gegen den Trend der Bürokratisierung!

Isolation ...

Konkreter ist schon die Frage nach den durch den Priestermangel notwendig gewordenen pastoralen Strukturen. Ich fürchte, daß das Prinzip einer „flächendeckenden Seelsorge“ zusammen mit dem theologisch begründbaren Satz, daß Gemeindeleitung und Eucharistievollmacht zusammengehören, zu einer Isolierung der wenigen Priester führt und das verbleibende Personal irgendwann überfordert. Je größer das Gebiet ist, für das ein Priester die „Letztverantwortung“ trägt, umso schwächer werden die Beziehungen zu den Menschen und um so geringer ist die Chance, mit anderen — im Wortsinn — das Leben zu teilen.

... durch Seelsorgergruppen überwinden!

Solange gesamtkirchlich die Bereitschaft zur Ehelosigkeit Zugangsbedingung zum Priesterberuf bleibt, scheint

mir nur eine Alternative tragbar: die Konzentration auf Seelsorger-Gruppen, auch wenn dadurch die „Verstepung“ ganzer Regionen zunächst rascher sichtbar würde. Dabei denke ich nicht nur an Team-Arbeit und Konferenzen zur Koordination der Aktivitäten, sondern eher an Gruppen, deren Mitglieder tendenziell oder tatsächlich miteinander leben und nicht nur zölibatäre Priester sind. Für die Personalplanung wäre dies zunächst eine Erschwerung, weil persönliche Beziehungen und Freundschaft (wie gesagt, nicht nur von Priestern untereinander!) den Vorrang hätten. Auf Dauer könnten solche Gruppen jedoch einer Erneuerung der Kirche den Weg bereiten und jedenfalls gescheiterte (priesterliche) Existenzen verhindern.

Als *Zwischenlösung* ist auch denkbar, eine Anzahl von Gemeinden faktisch durch Laientheologen leiten zu lassen. Genaugenommen müßte diesen Gemeindeleitern jedoch die Priesterweihe zugestanden werden¹⁴. Es scheint mir heute mehr denn je notwendig, den Grundsatz „salus animarum suprema lex“ in Erinnerung zu rufen, gerade in bezug auf die strukturellen Bedingungen der Seelsorge. Dieser Grundsatz hat auch seine Gültigkeit für die Seelsorgere selbst — ob Priester oder Laien¹⁵.

7. Schluß

Zum Abschluß dieser Überlegungen möchte ich in Form eines Wunsches noch einmal an den Anfang zurückkehren: Ich wünsche mir, daß es bei meinem Tod keiner für nötig hält, mich in den Himmel zu heben oder ob meines entsagungsvollen Lebens zum Opferlamm zu stilisieren. Ich wünsche uns allen, daß wir bis dahin nicht nur die Anzeichen für unsere Ohnmacht offenen Auges zur Kenntnis nehmen, sondern auch unsere tatsächliche Kraft: die Fähigkeit, uns selbst zu steuern und Strukturen zu verändern, uns an veränderte Situationen anzupassen oder Widerstand zu leisten. Trotz aller Widersprüchlichkeiten ist beides möglich — im Vertrauen auf den Gott Jesu, der jeden auf dem Weg begleitet (Lk 24,13—35). Aber gehen müssen wir schon mit den eigenen Füßen! Wer jedoch meint, den Weg alleine (privat und unpolitisch) schaffen zu können, bleibt vermutlich im Sand der Wüste stecken. Ohne die Bereitschaft, sich selbst und die Welt zu verändern, gibt es auch keinen *Exodus*. Der aber ist bekanntlich notwendige Bedingung für die, die in das verheißene Land kommen möchten!

¹⁴ Vgl. Solidaritätsgruppe Katholischer Priester der Diözese Speyer (Hrsg.), *Das Recht der Gemeinde auf Eucharistie. Die bedrohte Einheit von Wort und Sakrament*, Trier 1978; *Publik-Forum* 8 (1979) Nr. 2, S. 12 ff; *Diakonia* 8 (1977) 217—221.

¹⁵ Vgl., was A. Delp (hingerichtet am 2. 2. 1945) schreibt; s. S. 322.